

Missionen der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brügge, Brünn, Graz, Leitmeritz, Ruz, Olmütz, Warburg, Xrient, Xriest und Wien und Bruckerlaubnis des Generalobern.

Heft 6

Juni 1933.

XXXVI. Jahrgang.

Die Bapedi.

Um die Zeit, da die Europäer sich in Südafrika anzusiedeln begannen, vollzog sich von Norden her die Zuwanderung einer dunkelhäutigen Menschenrasse, der Bantu (das ist Menschen, Leute). Ihre erstmalige Heimat scheint die Gegend der mittelafrikanischen Seen gewesen zu sein. Ihr völkischer Ursprung ist wahrscheinlich auf Mischung von Negerblut mit hamitischem Volkstum zurückzuführen, wie sie denn auch gemischte Hirten- und Ackerbaukultur aufweisen.

Man unterscheidet unter den nach Südafrika vorgebrungenen Bantu drei große Familien, die Nguni, welche die Stämme der Kosa und Zulu umfaßt, die Tonga, die Sammlung der Stämme der Schangan und Tschopi, und die Suto-Tschuanen. Die Kosa bildeten die Vorhut der schwarzen Völkerwanderung und waren die ersten, die mit den weißen Siedlern im Kapland in Berührung kamen und ihnen während eines Jahrhunderts neun blutige Kriege lieferten, die sogenannten Kaffernkriege. Die Zulu ließen sich im heutigen Natal nieder, die Tongastämme in Portugiesisch-Ostafrika, während die Suto-Tschuanen sich heute im Basutoland, im Betschuanenland, im Transvaal und in Süd-Rhodesia befinden.

Es war unausbleiblich, daß die in Südafrika eindringenden Bantu sich mehr oder weniger mit den vorhandenen Bewohnern des Landes vermischten. Die Bantuwelle,

die sich mehr an der Küste des Indischen Ozeans hielt, vornehmlich die Stämme der Schangan, Swazi, Zulu, Kosa, hat den eigenen Volkscharakter besser bewahrt als die den rechten Marschflügel bildenden Suto-Tschuanen. Sie sind groß und stark gebaut und von dunklerer Hautfarbe. Die Gruppe der Suto-Tschuanen mit den Stämmen der Basuto, Balala, Bangwaketse, Batwana, Baralong, Bakhatla, Batlapi, Bakwena, Baggalagadi, Bamangwato, Balatli, Bapedi zeigt hellere Hautfarbe und schwächeren Körperbau.

Die Bantu sind im allgemeinen wohlgebildet und geistig befähigt, eine hohe Bildungsstufe zu erreichen. Sie waren nie Nomaden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern blieben sesshaft, wenn nicht die Macht der Umstände sie zwang, ihre Wohnsitze zu verlassen. Sie sind Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer; vorherrschend aber ist ihre Neigung zur Viehzucht; die Rinder sind ihre Freude, ihr Stolz, ihr Reichtum.

Die Bantu zeichnen sich aus durch Neigung zu Spaltungen, zur Bildung von kleinen Gemeinschaften. Streitigkeiten, Fehden und Kriege zwischen Sippen und Stämmen, waren vor der Herrschaft der Weißen an der Tagesordnung. Aus dem geringsten Anlaß griff der stärkere Stamm den schwächeren an. Kriegsbeute war stets gesucht, und die Aufregung des Kampfes bot willkommene

Abwechslung im Einerlei des Alltags. Als Krieger waren sie tapfer und sahen dem Tode furchtlos ins Auge. Ihre Waffen waren Lanzen und kurze Speere, Streitäxte und Keulen. Zum Leibschutz diente ein großer, länglicher Schild, der mit Felln oder dicht unterwebten Matten bedeckt war.

Die Einwanderung der Suto-Tschuanen erfolgte in drei Wellen. Zuerst kamen die Balala und Bakgalagadi, die große Beeinflussung durch Buschmänner zeigen. Die zweite Woge bestand aus den Batlapi, Barolong, Bangwaketse, Bamangwato und Batwent; die Nachhut bildeten die Bakwena und Bakhatla.

Die Wanderung der Suto-Tschuanen vollzog sich weder in kurzer Zeit noch in friedlicher Weise; ein Stamm suchte den andern zu übervorteilen, und das Recht des Stärkeren siegte meistens. Das heutige Sekukuni-land war vor 1650 von den Barongo besetzt; auch fanden die Bapedi, die um jene Zeit dort ankamen, die Bagoni vor. Vor diesen Stämmen aber hatten die Baroka das Land innegehabt. Die Bapedi galten als Eroberer, die als Bakhatla eingewandert waren und sich andere Stämme unterworfen hatten.

Sie waren anfänglich ein kleiner Stamm von geringer Bedeutung und konnten sich während der endlosen Stammesfehden des 18. Jahrhunderts schwer halten. Bantu-Geschichte wird erzählt in Nennung der verschiedenen Könige und Erwähnung der zahllosen Schlachten und Kämpfe, und die Geschichte der Bapedi macht keine Ausnahme.

Der erste große Herrscher der Bapedi war Tulare, ein weiser und tatkräftiger Fürst, der sein Volk 40 Jahre lang regierte und dessen Name noch heute in aller Munde ist. Ihm gelang es zu Anfang des 19. Jahrhunderts, eine Anzahl unabhängiger Volksgruppen in einen starken Stamm zu verschmelzen. Entgegen der üblichen Sitte der Suto-Häuptlinge wählte er nicht eine natürliche Feste für seine „Mojate“ (Wohndorf), indem er erklärte, ein Häuptling, der von tapferen Männern umgeben sei, bedürfe keiner Steinwälle zu seinem Schutze. Tulare bestiegte alle seine Feinde und forderte Untertanenpflicht von den meisten Eingeborenen im östlichen, südlichen und westlichen

Transvaal. Von allen benachbarten Stämmen wurde der kriegerische Bedi-Fürst als Herr der Beschneidungslogen angesehen, ohne dessen Genehmigung kein Häuptling es wagte, eine Mannbarkeitschule einzuberufen.

Als Tulare zu seinen Ahnen einging, verdunkelte die Sonne ihr Antlitz, und die Schatten der Nacht bedeckten das Land; es war die Sonnenfinsternis des Jahres 1824. Die Kriegslagge Tulares, aus schwarzen Straußensfedern angefertigt, ist heute noch vorhanden und befindet sich im Besitz des jungen Häuptlings Sekwati.

Nach Tulare wurde dessen Sohn Sekwati König der Bapedi. Während seiner Regierung wurde sein Volk schwer heimgejucht. Die schrecklichen Zuluregimenter unter Führung Moselikatses verheerten das Land mit Feuer und Speer. Noch nie hatten die Bapedi so stramme Manneszucht gesehen, noch nie mit solcher Geschicklichkeit geführte Todesmassen gespürt wie bei diesen Heldenkrieger Tschakas, des gefürchteten Zulukönigs, des „afrikanischen Napoleon“. Wer sich bei einem Überfall durch die Horden Moselikatses nicht durch schleunige Flucht zu retten vermochte, versiel ohne Gnade der kurzen Stoßlanze der Zulu. Nur den schönsten Mädchen und einigen Jünglingen wurde das Leben geschenkt. Letztere wurden in die Zulu-Regimenter eingereiht, so daß deren Stärke stets gehalten wurde. Die Gegend, durch welche Moselikatses zog, entvölkerte sich und bedeckte sich mit menschlichen Gerippen, denn der blutdürstige Zulugeneral wollte absichtlich eine Wüste zwischen sich und Tschaka legen, in dessen Ungnade er gefallen war. Im September 1828 wurde dem Leben dieses Gewaltherrschers durch brudermörderische Hand ein Ziel gesetzt. Es ist nicht möglich, die Zahl der Krieger Moselikatses zu bestimmen, doch war sie wahrscheinlich nicht größer als 10.000 Mann, für die weniger streitbaren Suto-Tschuanen-Stämme eine unüberwindliche Macht. Die Zulu verfolgten die armen Geschöpfe, auch wenn es nichts zu plündern gab, und metzelten viele Tausende aus bloßem Übermut nieder.

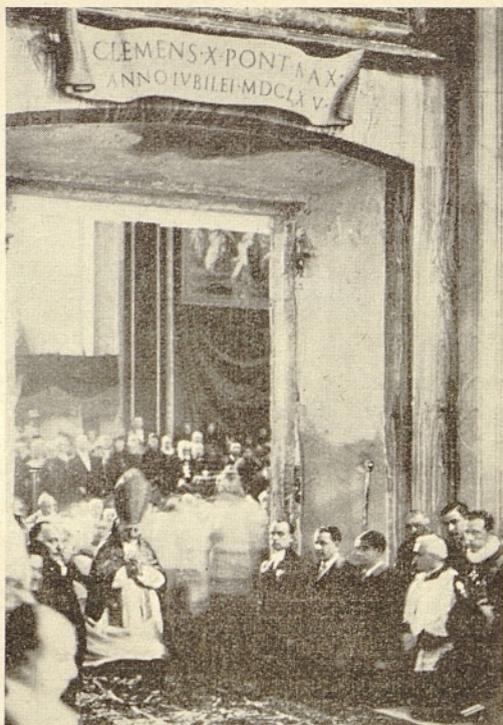
Aber auch von anderer Seite hatten die Bapedi zu leiden. Smazi, ein Gewaltmensch nach dem Vorbilde Tschakas, der im Bergland östlich der Drachensberge wohnte, wo

er den Angriffen des Zulu-Königs erfolgreich Widerstand entgegengesetzt, und der seinem Stamme der Swazis oder Umswazi seinen Namen gegeben, fiel von Zeit zu Zeit mordend und plündernd ins Gebiet der Bapedi ein.

Waren die Bapedi so von äußeren starken Feinden bedrängt, so überfielen sie ihrerseits schwächere Nachbarstämme und raubten deren Vieh.

Die militärische Ordnung der Bapedi war sehr roh. Jeder Mann versorgte sich selbst und folgte seinem eigenen Gutdünken in bezug auf Verhalten und Vorgehen. Der Kriegsplan wurde vom Fürsten im Räte entworfen und dessen Ausführung dem Königs Bruder anvertraut, der den Oberbefehl über die Streitkräfte hatte. Alle erbeuteten Rinder wurden ihm ausgeliefert; davon ließ er ein Drittel schlachten, ein zweites Drittel lieferte er an den königlichen Hof ab und das dritte Drittel wurde unter die Beutemacher verteilt. Die Hauptwaffen im Kampfe bildeten Speere und eigentümliche Streitärte. Die Steine der Granithügel waren beliebte Wurfgegenstände. Die „Palapala“, aus Hörnern der Sabel-Antilope gefertigt, dienten als Kriegstrompeten.

Wenn es beschlossen war, einen anderen Stamm mit Krieg zu überziehen, so wurde eine günstige Gelegenheit zu plötzlichem Überfalle abgewartet. Inzwischen wurden Späher vorausgeschickt, die sich unter dem Vorwand von Handelsgeschäften einführten. Diese blieben solange im feindlichen Gebiete, bis sie eine günstige Gelegenheit zum Überfall berichten konnten. Nach dem Empfang einer solchen Nachricht schickte der Fürst sogleich Jünglinge aus, die alle Wege von und zu seinem Hofe für den Verkehr zu sperren hatten. Gleichzeitig forderte er seine militärische Gefolgschaft auf, sich mit den Waffen bei ihm einzufinden. Der Befehl zur Bewaffnung schloß den Auftrag zur Versorgung mit Nahrung ein. Es dauerte nicht



Beginn des Heiligen Jahres in Rom. — Das Heilige Jahr 1933/34 ist durch Papst Pius XI. mit der Eröffnung der Heiligen Pforte in St. Peter in feierlichster Weise eingeleitet worden. — Nach der Eröffnung der Heiligen Pforte in St. Peter. Der Papst im Gebet.

lange, und die ganze Bapedi-Armee war auf den Beinen. Noch in der Nacht wurde abmarschiert, und zwar in entgegengesetzter Richtung, als das Ziel erheischt hätte. Das letztere war den Kriegern selbst noch unbekannt, bis in der folgenden Nacht die Marschrichtung plötzlich geändert wurde, und die Streiter­schar in aller Eile auf das gegnerische Gebiet zueilte. Der Angriff erfolgte verstoßlenerweise. Es wurden keine Gefangenen gemacht, ausgenommen Weiber und Kinder, die man als Beute verteilte.

(Fortf. folgt.)

Meine Missionswanderungen.

1. Fortsetzung.

Von P. Josef Musar.

Nach dem Gottesdienst nehme ich meinen Hut und Stock, um die einzelnen in ihrer Wohnung aufzusuchen. Das erwarten sich meistens selbst solche, welche nicht zur heiligen Messe gekommen sind.

Da ist ein Mütterlein, nahezu 80 Jahre alt. Sie kann nicht mehr recht gehen; auch das Gehör und das Gedächtnis haben sie schon ziemlich verlassen. Ihr Mann ist vor 20 Jahren gestorben; sie aber meinte, es wäre erst ein Jahr

seit seinem Tode. Durch einen unglücklichen Fall brach sie sich den rechten Arm, und der Arzt glaubte, daß bei ihrem hohen Alter keine Heilung mehr zu hoffen wäre. Und doch wurde ihr Arm wieder so vollständig gesund, daß sie vergaß, welchen sie gebrochen hatte. Ich versprach, am nächsten Morgen wieder zu kommen, die heilige Messe zu lesen und ihr die heilige Kommunion zu reichen, worüber sie sehr erfreut war.

Hier erfuhr ich, daß in der Nähe ein alter Mann lebe, der auch katholisch sei. Ich ging sofort hin, um ihn zu besuchen. Bald hörte ich, daß es groß fehle. Er war schon 27 Jahre verheiratet, aber nur zivil. Die Frau war kalvinischer Konfession und so auch die Kinder, welche alle bis auf ein zwölfjähriges Mädchen erwachsen waren. Ich legte ihm auseinander, wie es mit ihm stehe, und er erklärte sich bereit, seine Sachen soviel wie möglich in Ordnung zu bringen. Ich versprach ihm, beim nächsten Besuch alles zu ordnen, womit er sich zufrieden gab. Dann ging ich zu einer anderen Familie. Da steht es nicht viel besser. Es ist eine gemüthete Ehe, wie sich solche in Südafrika leider nicht vermeiden lassen. Die Kinder sind zwar alle katholisch getauft, aber die Erziehung ist schlecht. Die Mutter ist zu schwach und läßt die Kinder tun, was sie wollen, während der Vater überhaupt keine Religion hat. Daher kommt es, daß drei von den Kindern zivil verheiratet und wieder geschieden sind. Dann gehe ich weiter. Eine andere Familie treffe ich an, welche als katholische Christen ihrer Religion Ehre machen. Alle kommen fleißig zum Gottesdienst und die Kinder zum Katechismusunterricht. Ich besuche noch ein paar einzelne Katholiken, dann gehe ich zum Mittagessen.

Nach dem Mittagessen vollende ich mein Brevier. Um 3 Uhr versammle ich die Kinder zum Katechismusunterricht. Da sind manche, die für die erste heilige Kommunion und für die heilige Firmung vorbereitet werden müssen. Das ist eine schwere Aufgabe an solchen Orten. Man kann nicht mehr als alle zwei Monate hinkommen, inzwischen haben aber die Kinder schon wieder vieles vergessen. Zum Glück hat hier eine junge Dame die Kinder an Sonntagen versammelt und ihnen Religionsunterricht gegeben. Das ist selbstredend an solchen Orten eine große Hilfe für den Priester. Leider ist es nicht überall möglich, eine solche Person zu haben. Unter den Eltern aber gibt es sehr wenige, welche ihre Kinder selbst unterrichten können.

Nach dem Unterricht gehe ich wieder hinaus, um womöglich noch jene zu besuchen, die ich noch nicht gesehen habe. Da gibt es allerlei aufzuklären, auszumachen, zu beschwichtigen und zu trösten. Man muß mit größter Geduld und Vorsicht vorgehen, sonst schadet man mehr, als man nützt. Es heißt wirklich, den verlorenen Schäffeln nachgehen durch dick und dünn.

Schauen wir uns jetzt noch ein wenig die Stadt an. Volksrust liegt gerade an der Grenze Natal's an der Eisenbahnlinie, welche von Dur-

ban nach Johannesburg führt. Die Lage ist sehr schön, so daß es die Leute „the wonderful Volksrust“ nennen. Es ist im Winter hier kalt und auch im Sommer weht fast beständig eine kühle Luft. Man zählt etwas über 3000 Einwohner. Die Straßen sind gut gehalten, einige sogar asphaltiert. Die Buren besitzen eine große, neue Kirche, aus Quadersteinen gebaut, welche 18.000 Pfund gekostet haben soll. Auch die Engländer, Wesleyaner und Baptisten haben ihre Kirchen. Ferner besitzen die Juden, deren es eine große Anzahl in der Stadt gibt, eine neue Synagoge. Eine elektrische Anlage mit Dampfbetrieb versteht die Stadt mit Beleuchtung. Die Farmer betreiben Schaf- und Viehzucht, auch Mais wird gepflanzt. Zur Zeit der Burenkriege fanden in der Gegend zahlreiche Kämpfe statt. Man spricht auch in Volksrust, wie an manchen anderen Orten, von Schätzen, welche zur Zeit der Burenkriege vergraben worden seien. Es sollen auch tatsächlich solche gefunden worden sein.

Als ich bei einem späteren Besuch wieder in Volksrust weilte, erzählte mir ein junger Mann, daß er vor einigen Tagen an einem einsamen Ort einen Stein mit römischen und arabischen Ziffern gefunden habe. Er glaubte, daß diese Ziffern auf einen vergrabenen Schatz hindeuteten. Er lud mich ein, mit ihm zu gehen, und sich die Sache anzuschauen. Weil ich zufälligerweise etwas freie Zeit hatte, folgte ich seiner Einladung, aber nicht, weil ich hoffte, einen Schatz zu entdecken, sondern aus bloßer Neugierde. Nach einer halben Stunde Weges gelangten wir an einen Bach, an dessen Ufer hohe Trauerweiden standen. Zuerst fließt der Bach ruhig dahin, dann aber stürzt er über einen hohen Felsen in die Tiefe und eilt mit großem Getöse über durcheinandergeworfene Felsblöcke. Auf der rechten Seite dieses Abgrundes fand mein Begleiter den oben erwähnten Stein. Nachdem wir eine Zeitlang gesucht hatten, sahen wir denselben wieder unter einem Strauch, aber der Boden ringsum war frisch umgegraben und die Steine durcheinandergeworfen. Er hatte von seinem Funde bereits anderen Mitteilung gemacht und so hat wahrscheinlich schon ein anderer sein Glück versucht. Daß er etwas gefunden hat, zweifle ich sehr.

Am folgenden Morgen verließ ich Volksrust und ging nach Palmford. Es ist dies eine ganz kleine Ortschaft mit nur wenig Häusern. Dort befand sich ein katholisches Mädchen, welches bei einer englischen Familie bedientet war. Ich wurde von der Familie sehr freundlich aufgenommen, und es wurde mir ein Zimmer gezeigt, wo ich wohnen und am nächsten Morgen die heilige Messe lesen konnte. Das Mädchen war sehr froh, daß es nach langer Zeit wieder Gelegenheit hatte, die Sakramente zu empfangen. Die Kinder fasten gleich Vertrauen zu mir und zeigten mir ihre Spielhaken. Ein kleines Mädchen von drei Jahren fragte mich sogar, ob ich auch so ein kleines Mädchen, wie sie sei, zu Hause habe, worüber ich selbstverständlich recht herzlich lachen mußte. Die Familie selbst ge-

hört zur englischen Hochkirche und die Frau gab mir zu verstehen, daß sie das Mädchen nicht angenommen, wenn sie vorher gewußt hätte, daß es katholisch sei. Sonst sind die englischen Protestanten gegenüber den Katholiken viel toleranter als die anderen Konfessionen.

Nachdem ich hier meines Amtes gewaltet hatte, fuhr ich nach Platrand. Auch dieses ist nur ein kleiner Ort. Es sind aber ringsum große Farmen und Hunderte von Morgen mit Mais bepflanzt. Ich schrieb einem katholischen Farmer, er möch'e so gut sein und jemanden zum Bahnhof schicken, der mit abhole. Allein, als ich dort ankam, war niemand da. Ich wartete fast eine Stunde, aber niemand ließ sich blicken. Daher erkundigte ich mich um den Weg zur Farm, nahm meinen Koffer auf die Schulter und ging zu Fuß. Anfangs ging es ganz flott dahin. Es interessierte mich ein kleiner, künstlicher See, wie es solche in diesen Gegenden viele gibt. Sie dienen als Tränke für das Vieh, welches ringsum weidet. Er lag so ruhig und einladend da, umgeben von zahlreichen Trauerweiden, an deren Ästen eine Menge von Webervogelneßtern hing. Aber schon bald verspürte ich die Last auf meinen Schultern. Die Sonne brannte heiß hernieder — es war gerade zur Mittagszeit —, der Schweiß rann mir in Bächen von der Stirn, und nur langsam stapfte ich voran. Nach zweistündigem Marsch erreichte ich mein Ziel. Als ich mich dem Farmer vorstellte, war er ganz überrascht. Ich fragte ihn, ob er meinen Brief erhalten, was er verneinte. Es fiel ihm jedoch ein, daß er vor einigen Tagen seinen schwarzen Boy zur Post geschickt hatte, dem aus dem Heimweg ein Brief verloren gegangen war. Wahr-

scheinlich ist also gerade meinem Brief dieses Unglück passiert.

Da sich hier im ganzen nur sechs Katholiken befinden und auch keine Kinder zu unterrichten sind, wollte ich am nächsten Morgen nach der heiligen Messe schon weiter ziehen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Gegen Abend desselben Tages noch überzog sich der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken und bald fing es an zu blitzen und zu donnern und dann in Strömen zu regnen. Und es regnete die ganze Nacht und den ganzen darauffolgenden Tag. In Strömen floß das Wasser von den nahen Hügeln, und ein kleines Bächlein wuchs zu einem gewaltigen Fluß, der eine Tiefe von wenigstens drei Metern erreichte. Das Tal bot das Bild eines Sees. Es war unmöglich durchzukommen, und ich mußte den Versuch eines Durchkommens aufgeben. Endlich hörte es auf zu regnen und das Wasser verlief sich einigermaßen. Der Farmer wollte mich mit seinem Automobil zur Bahn bringen. Da aber die Wege vom Regen aufgeweicht waren und das Wasser noch hoch stand, sahen wir uns gezwungen, einen Umweg einzuschlagen. Langsam und vorsichtig fuhren wir durch das Wasser. Da auf einmal, mitten im Wasser, stand das Auto still. Das Wasser war in die Maschine eingedrungen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Schuhe auszuziehen und das Behälter zu schieben, so gut wir konnten. Schließlich gelang es uns doch, dasselbe auf einen härteren Boden zu bringen. Nach längerem Bemühen arbeitete auch der Motor wieder. Langsam fuhren wir einen Hügel hinauf und auf der anderen Seite hinab, bis wir die Hauptstraße erreichten; dann aber ging es flott vor-

Neue vatikanische Briefmarken. Ab 1. April ist eine Serie von Briefmarken zur Erinnerung an das heilige Jahr in achtzehn verschiedenen Werten ausgegeben worden. Die Marken zeigen das päpstliche Wappen, verschiedene vatikanische Bauten und Paläste. Der Höchstwert zeigt ein Gesamtbild des päpstlichen Staates und ein Wert ein Bild des Papstes selbst. — Die Vatikan-Briefmarken-Serie in 18 verschiedenen Werten.





Ein junger Chinese, Joseph Moyfius Wei, hat auf seiner Reise von Schanghai nach Rom 15.000 km zu Fuß zurückgelegt. Er kam gerade noch rechtzeitig zur Eröffnung der Hl. Porte, vom Heiligen Vater, dem Ziel seiner Pilgerreise, wurde er in Audienz empfangen. Daß die zweijährige Tour nicht ohne Abenteuer blieb, ist klar. Er wurde wiederholt beraubt und verwundet. Joseph stammt aus einer Schan-haier Familie, die seit 200 Jahren katholisch ist. In seiner Heimatstadt wirkte er 5 Jahre und in Singapore 2 Jahre als Lehrer.

wärts. Als wir aber am Bahnhof anlangten, war der Zug bereits abgefahren. Wir mußten wieder zurück, und so habe ich statt einen zwei Tage verloren. Es war mir sehr unangenehm, da ich ja anderswo bereits erwartet wurde. Zum Glück erfuhr ich, daß ich wegen des Wassers meine Pläne doch nicht hätte ausführen können, wenn ich auch früher abgereist wäre.

So gelangte ich also stark verspätet in Kromdraai an. Dort erwartete mich ein biederer Irländer, ein Mann von 65 Jahren, der aber viel jünger aussieht. Seine Farm ist acht Meilen von der Bahnstation entfernt. Als wir dort anlangten, kam uns seine Frau entgegen, uns zu begrüßen. Sie ist zwar eine Burin, aber sie konvertierte vor der Heirat. Ihr Mann erzählte mir, daß er deswegen von seinem Schwiegervater lange Zeit tödlich gehaßt wurde. Sie leben in großer Eintracht ein Leben wie Philemon und Baucis; sie besitzen ein großes, schönes Haus, welches er selbst nach allen Regeln der Baukunst errichtet hat, und eine zahlreiche Viehherde. Als wir so allerlei miteinander besprachen, kamen wir auch auf die Schlangen zu reden. Da erzählte er mir, wie er früher einmal, als er noch in einem anderen Hause wohnte, sah, daß eine Schlange in sein Zimmer kroch. Als er sie aber suchte, konnte er sie nirgends entdecken. Da rief er einen Schwarzen, der sie bald erblickte. Während der Neger die Schlange suchte, stand er selbst bei der Tür und schaute in

das Zimmer. Auf einmal packte der Neger die Schlange beim Schwanz und schleuderte sie zur Türe hinaus, wobei dem Farmer die Schlange quer über das Gesicht schlug. Das ging alles so rasch vor sich, daß weder die Schlange Zeit fand, zu beißen, noch er selbst, auszuweichen.

Sehr interessant war es, eine Art weißer Vögel zu beobachten. Sie sind ungefähr so groß wie ein Kabe, haben aber längere Beine und längeren Schnabel. Wie treue Wächter spazieren sie mit den Kühen und Ochsen auf der Weide herum. Man nennt sie Zedenvögel, weil sie nämlich die Zeden von den Rindern abpiden.

Abends beteten wir gemeinschaftlich den heiligen Rosenkranz und am folgenden Morgen empfingen beide die heiligen Sakramente. Nicht weit von dieser Farm wohnten auch einige katholische Neger, welche auch zur heiligen Messe herbeieilten; auch einige protestantische und heidnische Schwarze kamen. Nach der heiligen Messe sangen drei schwarze Mädchen auf mein Geheiß einige Marienlieder in Zulusprache, was dem guten Irländer so gefiel, daß er sagte, wenn er sterbe, müßten sie an seinem Grabe singen. Die Schwarzen haben mich oft gefragt, ob wir nicht eine Schule für sie bauen; sie wollten ihre Kinder zu uns in die Schule schicken. Leider ist das dort bis jetzt nicht möglich gewesen, aber hoffen wir, daß es uns mit der Zeit gelingt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

22. Verzehrende Glut. Die Vollkommenheit des Gesetzes ist die Liebe. Das Maß der Gottes- und Nächstenliebe bestimmt den Grad der Heiligkeit eines Menschen. Aus der Art, wie Comboni sein Leben gestaltet

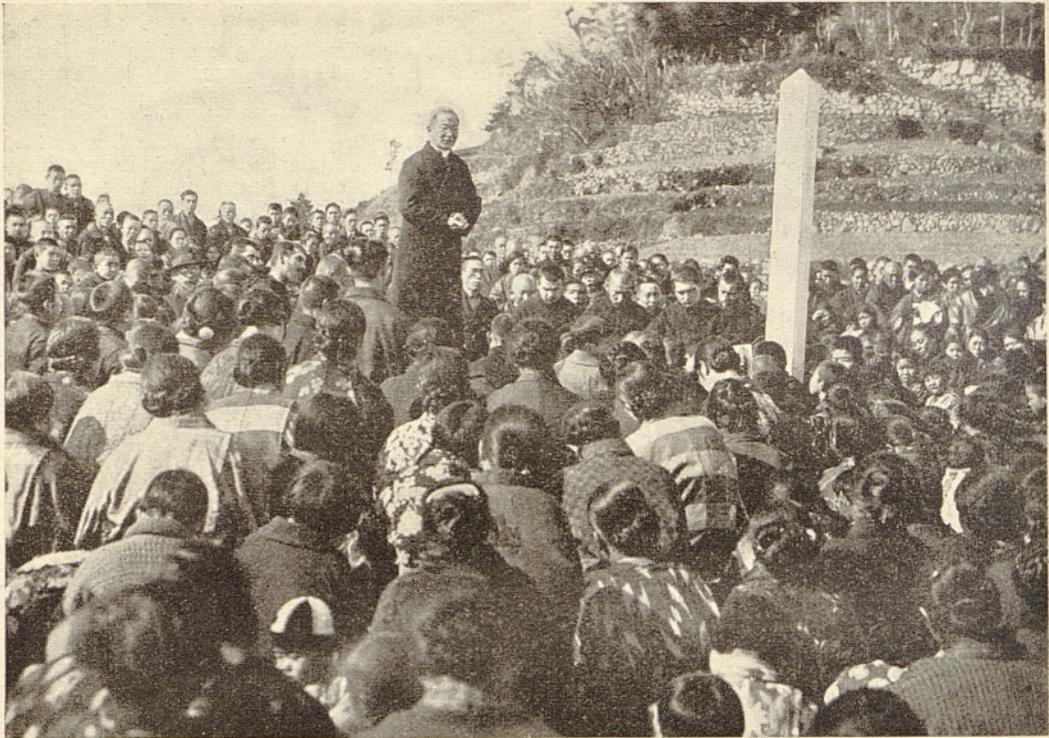
hat, läßt sich unschwer erkennen, daß eine mächtige Flamme übernatürlicher Liebe seine Seele durchglühte. Sobald er fühlte, daß ihn Gott zum Missionsberuf erwählt hatte, hielten ihn weder die Entbehrungen des apostolischen Lebens noch die Trennung von seinen Eltern zurück, obwohl sie in ihm ihre einzige

Stütze verloren. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Missionär nach Zentralafrika zu gehen, bedeutete die Übernahme eines Höchstmaßes von Opfern aller Art. Es galt, die ausgedehntesten Reisen mit den einfachsten Verkehrsmitteln zu bewältigen, in noch wenig erforschte Gebiete vorzudringen, sich mit ganzer Kraft wilden und halbwildem Völkern zu widmen, in abgelegenen Ländern ein hartes Leben zu führen, ein ungesundes Klima zu ertragen, in armseligen Hütten zu wohnen, furchtbare Fieber in Kauf zu nehmen und sich der Gefahr eines vorzeitigen Todes auszusetzen. Und trotz all dieser Entbehrungen mußte der Glaubensbote auf die Hoffnung verzichten, große Erfolge zu erringen und die Früchte seiner schweren Arbeit reifen zu sehen. Wie viele traten zu Combonis Zeiten in die missionarische Laufbahn ein, zogen sich aber nach einigen Jahren, von Enttäuschungen zermürbt, wieder in die Heimat zurück. Nicht so der Unsrige. Er hielt aus bis zum letzten Atemzuge. Daher konnte er am Schlusse seines Lebens sich das schöne Zeugnis ausstellen: „Während meines mühseligen Lebens hatte ich oftmals die Empfindung, von Gott, vom Papste und allen Menschen verlassen zu sein. . . und hundertmal spürte ich die Versuchung, meine Unternehmungen wieder aufzugeben und mich dem Heiligen Stuhle oder einem Bischof zur Verfügung zu stellen. Dazu haben mich auch vornehme Menschen, denen es jedoch an Mut und Gottvertrauen gebrach, mehrfach aufgefordert. Doch schließlich errang stets die innere Überzeugung, zum Afrikamissionär berufen zu sein, den Sieg über alle erwähnten Anfechtungen. Und das geschah auch damals, als ich sozusagen wegen zwanzig Haupttünden in Rom angeklagt wurde, als meine Schulden auf 70.000 Franken angewachsen waren, als die Institute zu Verona sich fast in der Auflösung befanden, als in der Mission sich die Todesfälle häuften, als ich krank darniederlag, als sich nirgends ein Lichtstrahl zeigte und tiefe Dunkelheit mein ganzes Leben umging. Die stete Erinnerung an die Worte Maranis, der mir nach reiflicher Überlegung am 7. August 1857 gesagt hatte: ‚Ihr Beruf für die afrikanischen Missionen ist einer der Klarsten, die ich je gesehen habe‘, gab mir den Mut zum Aussharren.“

Aus dem Feuer der Gottesliebe, die in Combonis Seele brannte, stieg jene mächtige Flamme der Kreuzesliebe empor, die in Erbtauben versetzt. Als er im Begriffe stand, seine Institute in Kairo zu eröffnen, schrieb er an Canossa: „Wir gehen nach Ägypten mit der Bereitwilligkeit, dort Vieles zu erdulden; denn Gottes Werke gelingen nur durch Kreuz und Leiden.“ Auf die Nachricht, daß sein Vater schwer erkrankt sei, daß Dal Bosco, der Rektor seines Institutes, im Sterben liege, daß das Werk vom Guten Hirten in Italien unterdrückt werde und die Institute in Kairo in Gefahr schwebten, schrieb er im Jahre 1866 von Paris aus: „Unser Heiland ist sehr gütig; er läßt mich in liebevoller Weise ein, ihm nachzufolgen. Ich bin zwar betroffen von all dem Vielen und Schweren, das über mich kommt; doch finde ich nicht Worte genug, um Gott meinen Dank auszusprechen. Ich bin



Unsere Liebe Frau von China. — Das Bild Unserer Lieben Frau von China stellt die Mutter Gottes als orientalische Kaiserin dar. Es wird in Tonglu südlich von Peking verehrt. — Vor einem Jahrhundert noch gänzlich unbekannt und ohne jeden Bekenner Christi, hat sich Tonglu heute zum berühmten Wallfahrtsort entwickelt. Die 4000 Christen zählende Gemeinde nimmt ständig zu. Die dortigen Christen haben in dem Boyerkonflikt und während der Bürgerkriege gar manchmal die Hilfe der Himmelkönigin verpöht.



Der Hügel, der am 5. Februar des Jahres 1597 die 26 japanischen Märtyrer am Kreuze sah, durfte am 5. Februar dieses Jahres Zeuge eines ergreifenden Schauspieles sein. 6000 Pilger, Männer, Frauen und Kinder, erstiegen unter Führung ihrer Geistlichen und ihres Bischofes den hl. Berg. Auf unserm Bild lauschen sie gerade auf die Ansprache des Bischofes, Mons. Hayajata. Die Kreuzigung von Nagasaki war das Signal zu weiteren Verfolgungen, aber das Blut dieser Märtyrer auch der Same neuer Christen. Heute zählt Nagasaki 60.000 Gläubige, das sind zwei Drittel aller Katholiken Japans.

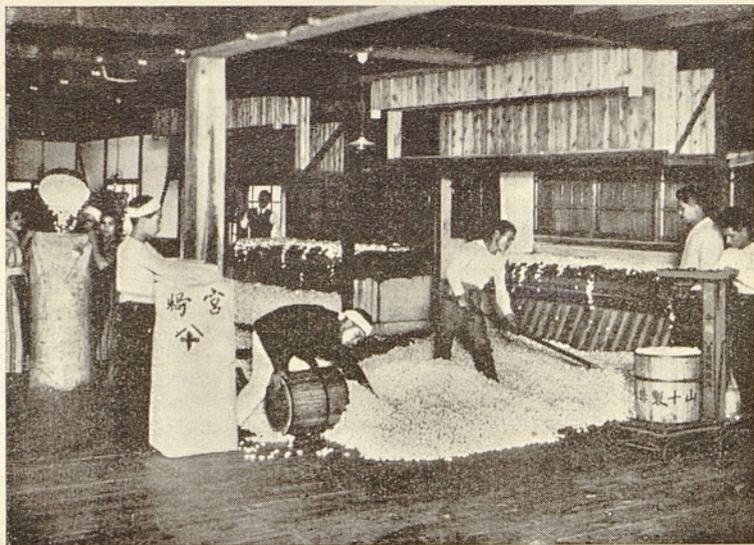
glücklich, von ihm mit so vielen Kreuzen, die die kostbarsten Schätze seines göttlichen Reichthums sind, ausgezeichnet zu werden. Da wir für die am meisten verlassenen Seelen arbeiten, und zwar nur, um Gottes Willen zu erfüllen, so sei er gelobt beim Mißerfolg wie beim Erfolg, jetzt und in Ewigkeit . . .“

Bei der Nachricht vom Tode Dal Boscos schrieb er: „Ein großer Verlust hat uns betroffen, aber wir haben Jesus nicht verloren und folglich besitzen wir alles . . .“ In einem Briefe an Canossa heißt es: „Es umdrängen mich so viele Widerwärtigkeiten, daß es ein Wunder ist, wie ich noch alles zu ertragen vermag. Und dennoch fühle ich in mir so viel Kraft und Mut, so viel Vertrauen auf Jesus und Maria, daß ich die Gewißheit besitze, alles zu überwinden und mich auf noch größere Kreuze vorzubereiten. Das Kreuz ist mir so nahe gekommen, daß ich es als meine unzertrennliche Braut erkoren habe. Mit dem Kreuze, das alle Weisheit, Klugheit und Geschicklichkeit lehrt, mit Jesus und Maria fürchte ich weder die Stürme Roms, noch die Gewitter Agyptens, noch die schwarzen Wolken Veronas, noch die schweren Nebel von Lyon und

Paris. Alle haben Zentralafrika im Stiche gelassen; denn es ist das steinigste und undankbarste Ackerfeld. Langsam, aber sicher auf den Dornen einhergehend, wird es mir gelingen, die für die Wiedernerneuerung Afrikas notwendigen Werke zu begründen.“ In einem 1870 an eine wohlthätige Dame namens Elisabeth Girelli gerichteten Schreiben findet sich die Stelle: „Suchen wir den Schatz des Kreuzes! Niemals hat sich Gottes Weisheit mehr geoffenbart, als in der Erschaffung des Kreuzes; daher bin ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie den Heiland bitten, daß er mir eine große Zahl von Kreuzen schickt; denn sie sind das Unterpfand für die Rettung einer großen Zahl von Seelen.“ In einem Briefe an Kardinal Franchi vom Jahre 1875 lesen wir: „Gottes Werke sind einzigartig; sie entstehen am Fuße des Kalvarienberges und tragen die Gegenzeichnung des Kreuzes; denn in ihm wurde die Welt erlöst. Es bedeutet darum für meinen schwachen Geist keinen geringen Trost, sich unter der Last vieler Kreuze zu wissen.“

Die Leidenssehnsucht des Dieners Gottes wurde reichlich gestillt, wie er oftmal selbst

Seidenindustrie in Japan. Seide steht auf Japans Exportliste als Haupterzeugnis und Haupthandelsartikel voran. Liefert es doch 69% des gesamten Weltkonsums, gegenüber 18% die auf China, und 10%, die auf Italien treffen. Die Seidenkultur spielt in der Wirtschaft der japanischen Landleute eine ebenso bedeutende Rolle wie die Reiskultur. Hoffen die Missionäre vor allem die Stadtbevölkerung zu gewinnen, so wird doch die Befehung des Landvolkes durchaus nicht vernachlässigt. Gerade in jüngster Zeit haben die Patres der Gesellschaft vom Göttlichen Wort (Steyley Missionäre) in Kamanal (Westjapan) eine hübsche kleine Landkirche eingeweiht.



bezeugt. „Beten Sie für mich, schreibt er an den Priester Giulianelli, daß mir Gott in den endlosen Schwierigkeiten bestehe, die ich in der Leitung des Bikariates zu überwinden habe. Alles liegt auf meinen Schultern. Dabei bin ich häufig krank und verbringe die Nächte, ohne ein Auge schließen zu können; aber für Jesus und die Seelen zu leiden, ist der beste Trost für das Herz eines Missionärs.“ In einem Briefe an Sempianti heißt es: „Ein Stückchen vom Kreuze Christi hat mehr Wert als die gesamten Schätze der Erde. Nach den schlaflosen Nächten freut es mich, daß ich in den vorausgegangenen 24 Stunden vieles leiden durfte, und dann bin ich zufriedener wie einstmals, wenn ich in Wien, Paris, London, Petersburg von einer aristokratischen Tafel heimkehrte. Jesus ist liebevoller mit uns, wenn er uns unter den Dornen findet; die Rosen sind für die Welt.“

Als einmal die Rede von einem Kummer war, den ihm jemand verursacht hatte, der ihn eigentlich hätte unterstützen müssen, äußerte er: „Ich beklage mich über nichts. Christus hat sich bis zum Kreuze erniedrigt, und deshalb bin ich damit zufrieden, im Staube zu liegen und jede Demütigung für Gott und Afrika zu erdulden.“ Je mehr Comboni dem Ende seines Lebens entgegenritt, desto stärker wurde auch seine Kreuzesliebe. Im September 1881 schreibt er an den erwähnten Giulianelli: „Beten Sie für mich zum göttlichen Herzen Jesu! Ich bin gekreuzigt. Beten Sie, daß ich das Kreuz wirklich liebe.“ Am 4. Oktober meldet er dem gleichen Empfänger: „Ich bin voll von Kreuzen von oben bis unten. Soll ich sie zurückwerfen, teuerster Heiland, da ich durch sie mir doch den Himmel erwerbe?“ Ein Brief an Sempianti vom selben Tage schließt mit den Worten: „Ich bin glücklich in dem Gedanken, daß das Kreuz das ewige Leben hervorbringt, wenn es bereitwillig aus Liebe zu Jesus getragen wird.“ — Sechs Tage

später hatte der große Liebhaber des Kreuzes den vollen Segen des Kreuzes erfahren und in ihm das ewige Leben gewonnen.

Daß eine so glühende Gottes- und Kreuzesliebe auch eine werktätige Nächstenliebe anspricht, wird niemand wundernehmen. Das mitleidvolle, edelgesinnte, großmütige Herz Combonis wurde im Laufe der Jahre un-er der Einwirkung der Gnade immer mehr für die übernatürlichen Akte der Nächstenliebe befähigt. Schon in den Knaben- und Jünglingsjahren gab er, was er hatte. Als junger Priester besah er fast nichts mehr, so daß seine Eltern klagten, er erspare nichts für sie. Im Jahre 1878 traf er zu Schellal eine Christin aus Khartum, die ihn um eine Unterstützung anging. Der Bischof suchte in seinen Taschen nach, fand aber nichts; die Reisetasche führte Don Squaranti. Was tun? Mit gleichgültiger Miene betrat er das Schiff der Schweigern, sah da und dort etwas nach, steckte in einem Augenblick, wo er glaubte, man bemerke ihn nicht, einige Pakete Kaffee, Zucker usw. zu sich und brachte sie der armen Frau. Dann verschaffte er ihr noch ein Kamel zur Fortsetzung ihrer Reise. Als die Missionäre ihm die Frage stellten, weshalb er sich denn wegen dieser Negerin so viel zu schaffen mache, gab er die schöne Antwort: „Sie ist meine Tochter.“ Er verkehrte mit allen Personen, auch solchen von niedrigem Stande, mit bewunderungswürdiger Freundlichkeit und Güte. Er, der Bischof und Gründer so vieler Werke, der Beziehungen zu den höchsten Persönlichkeiten hatte, dessen Name in Europa mit Hochachtung genannt wurde, sprach auch mit Personen der untersten Volksklassen so leutselig, daß niemand den Verkehr mit ihm unbehaglich und ungemütlich fand. Er pflegte zu sagen: „Lasset die Neger zu mir kommen; denn sie alle sind meine Kinder.“ In einem Briefe an Dr. Mitternukner schreibt er einmal: „Prägen Sie es Ihrem Geiste ein:

Comboni kann nur für Afrika leben. Welche Freude ist es, für Afrika zu leiden!“ Handelte es sich um das Heil der Seelen, so war es ihm einerlei, was man von ihm dachte oder sagte. „Wir sind erschaffen, meinte er, um Seelen zu retten. Mögen die Leute reden, was sie wollen! Gott wird mir den Lohn geben; er ist die Liebe.“ In diesem Sinne schrieb er an den Leiter der Institute in Verona: „An den Schwägereien der Leute ist mir nichts gelegen. Ich liebe es, für nichts gehalten zu werden; ich wünsche, verurteilt zu werden für meine Brüder. Für mich kann es sich nur darum handeln, daß Afrika sich bekehre und Gott mir jene Werkzeuge erhalte, die er mir zur Hilfe gegeben hat und noch geben wird.“

Comboni hätte bei seinen hervorragenden Talenten und Charaktereigenschaften zweifellos eine glänzende Karriere machen können, wenn er in die Laufbahn der kirchlichen Diplomatie eingetreten wäre, wie ihm nahegelegt worden war. Allein der Gedanke an die vielen unglücklichen Völker Afrikas ließ ihn alle Ehren und Bequemlichkeiten verachten. Auch als Bischof

lebte er wie der letzte Missionär, ohne sich über etwas zu beklagen. Als man einmal die Suppe aufrug und sagte, sie sei noch nicht gesalzen, gab er sofort Salz hinein, obgleich er wußte, daß sie bereits versalzen war. Trotz seiner Leidenschaft kämpfte er mit wahren Heldenmut gegen die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, von welcher Seite auch immer sie kamen. Bei Gelegenheit einer bestimmten falschen Beschuldigung, die ihm widerfuhr, schrieb er an Sempianti: „Mein Schweigen wäre ein wirklicher Schaden für das Werk; denn wenn die Achtung vor dem Haupte und das Vertrauen zu ihm schwinden, verliert auch das Werk selbst. Daher habe ich mich entschlossen, an Canossa zu schreiben und mich zu rechtfertigen und nicht zu schweigen, wie ich sonst so oft getan habe, indem ich alles Gott, dem Schirmer der Unschuld und dem Rächer des Unrechts überließ.“ Aber auch in solchen Fällen offenbarten die Briefe Zartheit und Liebe. „Ich bekenne“, gesteht er einmal, daß es mir die Seele zerreißt, weil ich dieses Schreiben gegen einen richten muß, den ich sehr liebe.“ Nach der heiligen Messe pflegte



Inderinnen in der nationalistischen Bewegung. — Daß die indischen Frauen sich von dieser Bewegung keineswegs ausschließen, zeigt ein Blick auf unser Bild. Es wurde in Mahadeo Bang, einem Stadtviertel Bombays, aufgenommen, als Ghandi vor einer zahlreichen Menge Frauen eine seiner bekanntesten Ansprachen hielt. — Die Frage des „Indischen Staatenbundes“, wie ihn das kürzlich in London erschienene Weißbuch vorschlägt, wird jetzt eifrig von den Inderinnen besprochen. Die Frage des Frauenstimmrechtes steht naturgemäß im Vordergrund des Interesses.

Missionsbischof auf der Reise in Afrika. Bischof Virreay aus der Gesellschaft der Weißen Väter ist, wie unsere Aufnahme zeigt, gerade mit zwei anderen Missionären auf Reisen durch seinen Sprengel, der einen der neun kirchlich in Bezirke des Tanganjika-gebietes darstellt.

Sir Steward Symes, der Gouverneur dieses Gebietes, reiste jüngst den Tanganjika-See entlang und besuchte dabei eine Reihe der Missionsstationen der Weißen Väter. Kaum nach seiner Residenz zurückgekehrt, schrieb er dem Bischof einen Brief und schilderte darin die guten Eindrücke, die dieser Besuch bei ihm hinterlassen habe.



er zu beten: „Ich verzeihe aus ganzem Herzen meinen Feinden!“

Der Edelsinn, der Comboni eigen war, ließ ihn auch von anderen nicht leicht Schlimmes vermuten. Häufig merkte er es gar nicht, wenn gegen ihn gearbeitet wurde. Während seines Aufenthaltes zu El Obeid im Jahre 1875 pflegte er das Mittagmahl früher einzunehmen als die Missionäre, um nicht durch die Unterhaltung bei Tisch Zeit zu verlieren. Seine Abwesenheit benützte jemand zu abfälligen Reden gegen ihn. Faustina Stampais, seine Nichte, die als Schwester in der Mission wirkte, machte ihn auf diese Kritiken aufmerksam. Er aber unterbrach sie und sagte in barischem Tone: „Das ist unmöglich; ich arbeite doch für meine Gefährten; wie sollten sie da üble Reden gegen mich führen können?“ Da das Murren nicht aufhörte, erlaubte sich Faustina, ihm nochmals davon zu berichten. Er erwiderte scharf: „Ich will nicht, daß du kommst, um Unkraut zu säen; wenn es dir in der Mission nicht mehr gefällt, kannst du nach Italien zurückkehren; du kannst entweder nach Hause gehen oder in ein anderes Institut eintreten.“ War der Missionsvorstand schon so gütig gegen jene, die ihm Last verurjachten, so kann man sich denken, mit welcher Liebe er seine Eltern, Freunde, Wohltäter umging. Am Schlusse eines Briefes vom 5. März 1858 schreibt er seinen Eltern: „Ich möchte mich immer mit euch unterhalten, um euch zu trösten und aufzuheitern. Aber die Trennung und weite Entfernung sollen jene weinen, für die es keine andere Welt gibt, als die körperliche, räumliche. Wir aber wissen, daß es noch eine höhere Welt gibt, die alle wahren Kinder Gottes vereinigt. Dorthin zielt unsere Sehnsucht. Doch auch jetzt schon sind wir in Gott, dem Schöpfer und Vater aller, geeinigt, mögen wir auch in verschiedenen Erdteilen leben.“

Als zwei Personen, die die Mission einst reich-

lich unterstützt hatten, in Not gerieten, schrieb Comboni seinem Verwalter: „Diese haben uns mit großer Liebe gegeben, und wir wollen ihnen mit noch größerer Liebe geben. Es handelt sich um Jesus; um seinetwillen spenden sie uns und um seinetwillen spenden auch wir ihnen. Jesus führt über alles Buch; auch darüber, daß wir vielleicht mehr geben, als wir empfangen haben.“

Von sich selbst dachte der Anfrige gering. Er nannte sich den Hampelmann Gottes. An Sempianti schrieb er: „Ohne Bischof Canossa hätte ich nicht einmal Pfarrer an einer Kirche in Verona sein können.“ An seinem 50. Geburtstage äußerte er sich Canossa gegenüber: „Man wird rasch alt, ohne etwas zu tun. Zwar stehe ich dem schwierigsten Bistum der Welt vor, und es geht verhältnismäßig gut vorwärts, aber es war Gnade Gottes, daß ich wenigstens kein Hindernis gewesen bin. Ich habe allen Grund, zu sagen: „Ich bin ein unnützer Knecht.“ Das wenige, was ich tat, war nur möglich durch die tatkräftige Unterstützung Erurer Erzellenz!“ Wegen dieser geringen Meinung von sich selbst nahm er auch mit Dank und Demut und oft mit kindlicher Gelehrigkeit die Anregungen und Rathschläge an, die man ihm gab.

Nicht nur die Denk- und Willensrichtung Combonis, seine opfer- und arbeitsreiche Lebensführung, seine Talente und Kenntnisse errangen ihm die Achtung anderer, sondern auch seine äußere Erscheinung, sein würdevolles Benehmen und seine gewinnenden Umgangsformen. In seinen lebhaften Augen, die schon früher sprachen als sein Mund, offenbarte sich seine feurige Seele. Er war 1.75 Meter hoch, von starkem, regelmäßigem Körperbau, breiter Stirn, schwarzem Kopf- und Barthaar. Wer Gelegenheit hatte, ihn kennenzulernen, konnte sich des starken Eindruckes nicht erwehren, der von seiner Person ausging.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Präfekt der Propaganda und seine Beziehungen zu den Missionen.

Seine Eminenz Kardinal Petrus Sumasoni Biondi wurde unterm 16. März 1933, dem Tage des öffentlichen Konsistoriums, von Seiner Heiligkeit Papst Pius XI. zum Präfekten der heiligen Kongregation der Propaganda ernannt.

Der Nachfolger Kardinals van Rossum in der Leitung eines der wichtigsten kirchlichen Institute ist am 4. September 1872 in Rom geboren und steht somit im 60. Lebensjahre. Seine kirchliche Laufbahn brachte ihn in häufige enge Beziehungen zum Missionswerk. Im Jahre 1901, im Alter von 29 Jahren, ward er Sekretär des Kardinals Ciafca, des früheren Sekretärs der Propaganda, und kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Professor an dem Studienkolleg der Propaganda.

Von 1904 an treffen wir Mgr. Sumasoni Biondi als Offizial am Propaganda-Institut. Er verblieb in dieser Stellung zwölf Jahre. Das Jahr 1916 brachte seine Ernennung zum Apostolischen Delegaten von Indien unter gleichzeitiger Erhebung zum Titularerzbischof von Doklea (Dioclea=Dalmatien). Der Weltkrieg zwang ihn auf der Fahrt nach Indien, den Weg um die Westküste Afrikas zu nehmen, und so bot sich die Gelegenheit, überall, wo das Schiff halt machte, eine Reihe bedeutender Missionen in den französischen und englischen Kolonien in Augenschein zu nehmen. In den drei Jahren seiner Tätigkeit in Indien suchte der Delegat jeden einzelnen Mittelpunkt katholischen Missionslebens auf. Die Verlegung des Sitzes der Delegatur von Kandy-Ceylon nach Bangalore im Königreich Mysore ist sein Werk. 1919 erhielt er die Ernennung zum ersten Apostolischen Delegaten von Japan. Eine aufsehenerregende, freudige Überraschung und zugleich eine feine Aufmerksamkeit bedeutete es damals, daß Erzcellenz Sumasoni den Katholiken von Nagasaki eine Reliquie des hl. Franz Xaver von Goa in Indien mitbrachte. Hatte doch 370 Jahre zuvor, im Jahre 1549, St. Franziskus Xaverius als erster christlicher Apostel seinen Fuß auf japanischen Boden gesetzt. Er landete in Kagoschima im Süden der heutigen Diözese

Nagasaki, dessen Bewohner sich trotz aller Verfolgungen jahrhundertlang ohne Prie-ster ihren Glauben bewahrten.

Innerhalb eines Jahres hatte der neue Apostolische Delegat alle kirchlichen Sprengel von Japan kennengelernt. Sein Bemühen um die Herstellung guter Beziehungen zwischen der japanischen Regierung und dem Heiligen Stuhl war von wirklichem Erfolg begleitet. Als Zeichen der Hochschätzung, der sich Seine Erzcellenz von seiten der Japaner erfreute, mag die Verleihung des höchsten Ordensgrades vom heiligen Schatz aus der Hand Seiner kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen, des heutigen Kaisers von Japan, gedeutet werden. Seine Erzcellenz erhielt diese Auszeichnung nach seiner Rückkehr in die Heimat. Es war zu Rom im Jahre 1921, da der japanische Kronprinz gerade eine Europareise unternommen hatte. Nach einer weiteren Tätigkeit in der einflussreichen Stellung eines Sekretärs der Propaganda kam Dezember 1922 die Ernennung zum Apostolischen Delegaten der Vereinigten Staaten in Washington. Die dortige Bewegung zugunsten der auswärtigen Missionen hat an dem jetzigen Propaganda-Präfekten jederzeit eine tatkräftige Unterstützung gefunden.

Der neue Kardinalpräfekt der Propaganda erließ an die Missionäre und sämtliche Mitarbeiter der Missionen folgende Botschaft:

„Bei der Übernahme des hohen Amtes eines Präfekten der heiligen Kongregation der Glaubensverbreitung vertraue ich auf die Hilfe des Allmächtigen. Es drängt mich aber auch, die Bischöfe, Priester, Brüder und Schwestern, die in den fernem Weinbergen Christi für die Weltmission wirken, wissen zu lassen, wie ein Gefühl freudigen Stolzes aus tiefstem Innern meines Herzens sich regt beim Gedanken an die hochwillkommene Gelegenheit, mit ihnen allen zusammenarbeiten zu können. Ihnen, als den Vorkämpfern aus dem Heere Jesu Christi, sende ich den Ausdruck meiner höchsten Wertschätzung und zugleich meiner herzlichen Zuneigung.

Mit Ihnen will ich beten und hoffen auf eine ununterbrochene Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden unter der aneifernden Führung des höchsten Hirten, des Statthalters Jesu Christi. Ihnen gegenüber wiederhole ich die Worte unseres Göttlichen Erlösers: *‘Fahrt hinaus . . . werfet eure Netze aus.’*

Der wilde Indianerstamm der Ibaros in Ecuador unter der Obhut der Söhne Don Boscos.

Alle früheren Versuche, diesen blutdürstigen Stamm zu zähmen durch die Predigt des Evangeliums, waren vergeblich. Ein Brauch wurde bis in die jüngste Zeit festgehalten — und noch kann man die Überbleibsel in den Hütten sehen: das Haupt des erschlagenen Gegners bis auf ein Drittel zusammenschrumpfen zu machen, ohne daß es dabei seine charakteristischen Merkmale einbüßte. Die Salesianer, die jetzt mit 20 Missionären dort arbeiten, haben dem Stamm viel von seiner Wildheit genommen. Den 8000 getauften Katholiken stehen 2000 Katechumenen gegenüber.



Ich zähle dabei auf die uneingeschränkte Mitarbeit der Bischöfe, Priester und Laien der gesamten katholischen Kirche mit der eifrigen und wirksamen Tätigkeit der Missionäre und meinen eigenen bescheidenen Bemühungen für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Während der verfloßnen zehn Jahre haben mir die Glieder der kirchlichen Hierarchie der Vereinigten Staaten, da ich als Apostolischer Delegat mit ihnen zusammenlebte, Bruderliebe erwiesen. Diese Liebe bitte ich nun von meiner Person auf die große Sache zu übertragen, deren Verantwortung Seine Heiligkeit auf meine Schultern gelegt hat. Laßt uns als Freunde weiter zusam-

menarbeiten für die Ausbreitung des göttlichen Namens.

Allen aber, den Missionären, mit denen ich mich durch die Bande der Pflicht verbunden fühle, der Hierarchie, den Priestern und den Gläubigen der katholischen Welt, mit denen mich das einigende Band unserer gemeinsamen Sache umschlingt, möchte ich mein zuversichtliches Vertrauen ausdrücken, daß unser Allerheiligster Erlöser mit seinen Segnungen auch weiterhin die Anstrengungen seiner Kirche unterstützen wird, um in ihrem geistigen Schoß das ganze Menschengeschlecht zu umfassen.

Gottes Segen komme über alle!"

Der Fischer von Karange.*

Von Josef Albert Otto, S. J.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Wehe, Rua, wehe, Mutter!“

„Hai Mangi, hai Mangi!“

Fumbo kniete noch einmal neben seiner Gattin nieder und faßte die schlaffe Hand der Toten. Dann nahm er Erde, blies sie in alle vier Winde und rief: „Daß hat Fumbo Rua und seinem toten Weibe geschworen: Nicht wird er wiederkehren in die Hütten von Kilema ohne die Kinder!“

Stumm standen die Männer. Zu furchtbar war das Unglück, das hereingebrochen. Fumbo aber ging fort, seine Kinder zu suchen . . .

5. Die Karawane des Todes.

Nachdem die Sklavenkarawane den Lumi, der aus den Gebirgswäldern des Kilimandscharo niederrauscht und sich in den Djippe-See ergießt, überschritten hatte, drang sie in den dichten, sumpfigen und fieberchwangeren Wald von Tabet.

Hier hatte ein andere Horde Araber, etwa fünfzig bis sechzig Mann, furchtbar gehaßt. Von den Negerhütten standen nur noch einige verkohlte Pfähle. Die Felder waren geplündert und verwüstet. Frauen und Kinder, soweit sie im Waldesdickicht kein Versteck gefunden hatten, wurden niedergemacht, da ja der Zug Bumbomas fast nur Frauen und Kinder von Kilema bringen

* Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

sollte. Die Männer dagegen hatte man gefangen und gefesselt.

Hier im Walde rüstet Bumboma nun seine Karawane aus. Die Sklaven, an die dreihundert Männer und ebenso viele Frauen und Kinder, wurden zusammengekoppelt. Die Männer, zumal die Widerpenstigen, spannte man in den Gori, das Sklavenjoch. Es besteht aus dicken Hölzern, die sich an beiden Enden gabelförmig spalten. In die Gabel wird der Hals des armen Opfers gesteckt, durch die beiden Zinken ein eiserner Pfriem getrieben und das Ganze mit Rindenseilen umwickelt. Den Frauen wurden zumieist lange Ketten um den Hals gelegt. Die Hände hatten sie frei, um die schweren Lasten zu schlppen, die ihnen noch obendrein aufgebürdet wurden. Die Kinder blieben entweder bei den Müttern oder wurden zu zwei und zwei zusammengebunden.

Daringo und Dessalo erlitten das gleiche Schicksal. Eine meterlange Kette verband den linken Arm des Knaben mit dem rechten des Mädchens. Sie waren bei dem furchtbaren Unglück froh, daß man sie nicht voneinander getrennt hatte. So hoffte Daringo, sein Schwesterchen wenigstens vor den grausamen Treibern schützen zu können.

Einen Tag und eine Nacht blieb der Zug in dem Sumpfwalbe von Tobeta, um das weiße Eisenbein, das man hier erbeutet hatte, zu packen und den einzelnen Sklaven aufzuladen. Auch mußte man sich mit Wasser versorgen, da eine längere Wanderung durch dürre Wüstensteppen bevorstand. Ebenso wurden die Getreidespeicher geleert und das Korn in kleine Lasten auf die Neger verteilt. Es war die Nahrung für die kommenden Wochen.

Raum zeigte sich am anderen Morgen der erste Sonnenstrahl, da setzte sich die Karawane in Bewegung. Ein erschütterndes Bild! Lautlos, mit dumpfer Ergebung schritten die Menschen dahin. Voran die Männer, dann die Weiber mit den wimmernden Kindern, zu beiden Seiten die Araber mit ihren Peitschen.

Bumboma saß auf einem kostbar gezäumten Schimmel und ließ den Zug mit prüfenden Augen vorüberziehen.

„Wer sind diese beiden Kinder dort?“

fragte er Muango, der neben seinem Pferde stand.

„Das sind Daringo und Dessalo, die Kinder des Häuptlings“, entgegnete der Zauberer, und ein hämißches Lächeln flackerte auf in seinem Gaumergesicht, als die Kinder an ihm vorbeigingen. Bumboma betrachtete sie mit Wohlgefallen.

„Allah! Der Knabe gefällt mir, das Mädchen nicht minder. Die werde ich meinem Herrn, dem Sultan von Sansibar — Allah verlängere seine Tage! — zum Geschenk bringen.“

„Paß nur gut auf die beiden auf“, hezte Muango, dem es gar nicht gefiel, daß die Kinder eine so geringe Fessel trugen. „Der Knabe ist stark und schlau. Und die Liebe zu seiner Schwester macht ihn doppelt stark. Daß er dir nicht eines Nachts entwischt samt dem Mädchen!“

„Nur keine Furcht! Wozu haben meine Treiber die Peitschen?“ lachte der rohe Rothbart und gab seinem Pferde die Sporen.

Muanga hatte nicht so unrecht. Denn die ganze Zeit zerquälte Daringo seinen Kopf und sann und grübelte, wie er sein Schwesterlein aus der Hand der Kahllinge befreien könne. Während er so dumpf vor sich hinbrütete, lehnte Dessalo plötzlich ihr Köpflein an seine Brust und flüsterte mit schwacher Stimme: „Daringo, ich weiß nicht, mir wird der Kopf so schwer. Es ist, als drehe sich alles um mich im Kreis, als gingen wir rückwärts.“

„Was? Dein Kopf schwer?“ entgegnete Daringo erschrocken, und eine wehe Angst durchbebt ihn. „Das ist das Fieber“, dachte er bei sich. Ja, in den Sumpfwäldern von Tobeta hat sich schon mancher den Tod geholt. Das wußte er vom Vater. Fest legte er den Arm um die Schwester. Noch fühlte er sich stark, selbst um sie im schlimmsten Fall zu tragen. Denn wehe, wenn Dessalo zusammenbrach! Man hätte sie in der Wüste liegen gelassen, den wilden Tieren zum Fraß. Und Daringos Angst wurde größer, als er spürte, wie der Schritt Dessalos immer unsicherer wurde.

„Halt nur tüchtig fest“, sagte er zärtlich, um der Kranken Mut zu machen. „Ich bin stark. Dich kleinen Schmetterling kann ich noch auf den Armen tragen.“

Kardinal Fumasoni Biondi, der neue Präsekt der Propaganda.

Seine Eminenz Kardinal Fumasoni Biondi, der neuernannte Präsekt der Propaganda, fährt vor dem alt-historischen Propagandapalast vor, um von seinem hohen Amt Besitz zu ergreifen. Bekanntlich wurde die Propaganda als Institut und Behörde, die Missionen zu fördern und zu überwachen, von Papst Gregor XV. durch die Bulle „Inscrutabili Divinae“ vom 22. Juni 1622 ins Leben gerufen. Daran schloß sich unter Urban VIII. das heute als herrlicher Neubau auf dem Janikel befindliche Propagandakolleg zur Heranbildung priesterlicher Berufe. Die reichen Stiftungen der Päpste und Kardinäle haben durch die französische Revolution, die napoleonische Invasion und die teilweise Weichlagnahme seitens des italienischen Staates schwer gelitten. Der jüngste Propagandapräsekt hat 27 Vorgänger gehabt, deren durchschnittliche Amtsdauer 11 Jahre betrug. Der unmittelbare Vorgänger, Kardinal van Rossum, stand 14 Jahre im Dienste der Propaganda.



„Und wenn ich sterbe, Daringo?“ begann die Schwester wieder. „Was wird dann mit mir? Wirst du bei mir bleiben?“

„Nein, nein, nein, Dessalo! Du darfst nicht sterben! Du darfst nicht! Hörst du, du darfst nicht!“; und sein Herz krampfte sich zusammen. Nichts aber verriet er ihr von dem Grauen, das sie im Todesfall erwartete.

„Nein, Dessalo, du bist nur müde. Und wenn wir diesen Tag hinter uns haben, dann wirst du tüchtig schlafen, und am andern Morgen bist du wieder frisch. Und es kann auch gar nicht so weit sein bis zur Küste. Du weißt ja, daß Vater dort unten schon einmal war. Und der Weiße mit dem Bart hat ihm erzählt, daß große Schiffe an der Küste auf und ab führen, um die arabischen Sklavenschiffe abzufangen. So werden sie auch diesen Rotbart fangen und uns befreien. Du sollst sehen, ich habe recht!“

Bei den letzten Worten versagte ihm fast die Stimme vor innerem Weh. Ach, Dessalo wußte gar nicht, was ihr auf dem Wege noch bevorstand. Er aber hatte so viel über die Sklavenskarawanen von seinem Vater gehört, daß er nur mit Schrecken an die Zu-

kunft dachte. „Armes, armes Schwesterlein! Aber schlagen darf dich keiner“, dachte er bei sich. Nein, nein, das würde er nicht dulden. Die Augen würde er dem Araber austragen. Nein, nein! Nicht schlagen! Und voll Liebe und Mitleid drückte er sein Schwesterlein innig an sich, daß diese ganz erstaunt zu ihm empor schaute und . . .

„Daringo, du weinst?“

„Ach, Schwesterlein, es tut mir so leid, daß ich dir nicht helfen kann. Siehst du, ich bin stark und kann laufen. Wie willst du aber die Märsche, die Hitze und den Durst aushalten?“

„Mußt nicht weinen!“ tröstete jetzt ihrerseits Dessalo und streichelte leise seine braune Wange. „Mein Kopf ist schon wieder ganz leicht. Auch bin ich gar nicht mehr . . .“

„Was habt ihr beide da immer miteinander zu tuscheln?“ fuhr sie plötzlich eine rauhe Stimme von hinten an. „Ihr schmiedet wohl Fluchtpläne, was?“ Und die Peitsche sauste auf den Rücken des Mädchens nieder. Da hatte sich der Wüterich aber in Daringo verrechnet. Wie von einem Skorpion gestochen, fuhr er ihm ins Gesicht

und klammerte seine Hände mit solcher Gewalt um die Kehle des Arabers, daß dieser zu wanken anfing. Im nächsten Augenblick aber riß er sich mit seinen Riesensäufen los und schleuderte den Knaben auf den Boden, daß die Kleine mit niederfiel.

„Du schwarze Schlange“, fauchte der Araber. „Ich will dir helfen, mich würgen!“ Und Schlag auf Schlag traf den Rücken des Knaben, und der Rasende hätte ihn zu Tode geprügelt, hätte Bumboma nicht von weitem Einhalt geboten. (Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau, Baden.

Der Große Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. 12 Bände und ein Welt- und Wirtschafts-atlas. Lex.-8°. Bisher Band 1 bis 5 und Welt- und Wirtschafts-atlas. Einbände: Halbleder und Halbfanz.

V. Band: Ganter bis Hochrelief. Mit vielen Bildern im Text, 41 Rahmenartikel und 27 Bildseiten. (VI S., 1680 Sp. Text und 130 Sp. Beilagen: 14 mehrfarbige Stadtbzw. Planbeilagen, 11 mehrfarbige Kunstdrucktafeln, 5 Schwarzdrucktafeln und 4 einfarbige Tiefdrucktafeln; zusammen 2004 Bilder.) 1933. RM. 34.50 und RM. 38.—

Der fünfte Band! Zwanzig Monate nach dem ersten ist er eben herausgekommen. Fünf Textbände und der Atlas stehen jetzt zur täglichen Nutzung bereit — fragen wir angezichts dieser raschen Vollendung zur ersten Hälfte des Gesamtwerkes: Was ist der Wille des „neuen Lexikontyps“, wie bewährt er sich im neuen Band?

Der Wille — Herder erfährt von einer bestimmten geistigen Grundeinstellung aus sämtliche Gebiete des Lebens und Wissens; seine Beschreibung des ganzen Lebens hat durch die katholische Überzeugung einen Mittelpunkt, von dem aus der Sinn aller Bewegungen und die Ordnung der Dinge erkennbar werden; durch sein Allesumfassen ist dieses Lexikon wie kein Buch fähig, Weite und Tiefe der gesamten Wirklichkeit zu erreichen und aus diesem Ganzen Kräfte des Verstehens und der Gestaltung im Benutzer auszulösen.

Die Bewährung — wir haben schon bei früheren Bänden gesehen, wie dieses Lexikon der

Lebensgangheit aus seiner Eigenart dazu kommt, nicht nur zu sagen, was ist, sondern auch, wozu etwas ist und was werden soll: gleichviel, ob es sich um Politik, soziale Ordnung, Charakterbildung oder Praxis der Auto-pflege handelt.

Die Rahmenartikel und die Beilagen sind gute Maßstäbe für das Festhalten und Weiterbauen am Gesamtplan dieses „Nachschlagewerkes für Wissen und Leben“.

Deshalb ein paar Überschriften solcher Rahmenartikel und Beilagen, welche die praktische Brauchbarkeit und die geistige Lebendigkeit des Bandes anzeigen: Gaskrieg, Geburtenstatistik und -rückgang, Geist, Geld, Gemeinschaft, Gemüsebau, Genossenschaftswesen, Gerichte, Germanen, Geschlechtswesen, Gesellschaft, Gewerkschaften, Glaube, Goethe, Gott, Graphologie, Großbritannien, Großstadt, Gymnastik, Handel, Handwerk, Hauswirtschaft, Heilpflanzen, Heimat, Heizung; Garten, Gaswerk, Gehirn, Gerste, Gipspflanzen, Hafer, Heizung, Herz. Und von prächtigen Tafel-Einhaltsbildern: Gebrauchsgraphik, Germanen, Giesel, Glasmalerei, van Gogh, Gotik, Griechische Kunst, Grinewald.

Also ja: Der „Große Herder“ will nicht nur sein, was wir sagten, sondern er ist es auch. Er ist es in diesem fünften Band nicht nur geblieben, sondern nimmt mit der Bandzahl auch an Brauchbarkeit und Lebendigkeit noch zu. Er kann für den modernen Menschen der Vermittler des Gesamtwissens der Gegenwart werden — und nicht nur der Vermittler, sondern der Förderer eines Umsehens dieses Wissens in Tun und Verhalten jedes seiner Benutzer!

Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstr. 18.

Die Blutrache. Eine Novelle von Anna Michli. 64 Seiten Text. In Geschenkband Mark 2.—, Schw. Franken 2.50.

Altspanische Ritter kämpfen allerchristlichst gegen den Halbmond — sagen Gott guten Morgen in Klosterhallen, worin ihre Söhne und Töchter beten — dem Teufel guten Mittag in haferfüllten, ererbten Familiensiedeln — der Frau Welt guten Abend unter duftenden Rosensträucher und Palmen —: dies der Hintergrund, von dem sich die Fabel abhebt:

Innigo von Tolosa, Zweitgeborener eines alten Hauses, ist Mönch geworden durch fremden Willen. Traumwandelnd zwischen Erinne-

rungen von weltlicher Lust und nahem Himmelstrott, entdeckt er eines Tages seinen irdischen Bruder als den feigen Mörder seines Nebenbuhlers, weiß damit ihn und sich selbst und sein Geschlecht von Vaters fälschem Eid und Gottes Kluch getroffen, irrt verzweifelt in dunkler Nacht des Geistes und der Sinne — bis er am Fuß des Kreuzes sich zum letzten Opfer durchringt und die Entführung erlebt im Glauben an den, „dessen Blut komme über uns“. Ein Motiv, das in süßlich alühenden Farben ewig Menschliches und Göttliches uns ergreifend nahe bringt.

(Fortsetzung 3. Umschlagseite.)